

FRANCINE
RIVERS

Rapha

~ DIE TORE VON EPHEBUS ~

Roman

Aus dem Englischen von
Friedemann Lux


GerthMedien

Vorwort von Francine Rivers

Als ich 1986 den Glauben an Gott für mich entdeckte, wollte ich am liebsten allen davon erzählen. Andererseits wollte ich aber auch niemanden abschrecken oder riskieren, dass Freunde mich für komisch hielten, die meine Gedanken und Gefühle nicht nachvollziehen konnten. Und so wurde ich immer zögerlicher und sagte schließlich gar nichts mehr über meinen neu gefundenen Glauben.

Doch das wiederum frustrierte mich, weil ich fand, dass ich mich feige verhielt. Auf der Suche nach Inspiration beschäftigte ich mich mit den Geschichten der ersten Christen, die für ihren Glauben Hämme, Verfolgung und sogar einen grausamen Tod in Kauf nahmen. Aus dieser Suche ist die Romanreihe um Hadassa, die junge Sklavin in Rom, entstanden.

Während ich Hadassas Geschichte schrieb, wurde mir klar, dass man Mut nicht aus sich selbst heraus entwickeln kann. Doch wenn wir uns von ganzem Herzen Gott anvertrauen, schenkt er uns die Fähigkeit und die Kraft, uns jeder Situation zu stellen, die uns begegnet. Er gibt uns auch die richtigen Worte, wenn es darauf ankommt.

Ich betrachte mich auch nach all den Jahren noch als Suchende, als Christin unterwegs mit vielen Fehlern und Schwächen. Doch Gott hat mir mit meinem schriftstellerischen Talent eine wunderbare Möglichkeit gegeben, mich meinen eigenen Fragen durch Geschichten anzunähern. Jeder meiner Charaktere verkörpert eine andere Sichtweise, und indem ich mich mit ihnen auseinandersetze und ihnen eine Stimme gebe, finde ich meine eigenen Antworten. Auch meine tägliche Bibellektüre hilft mir dabei enorm weiter. Gott hat viel Geduld mit mir und bringt mir jeden Tag wieder neue Dinge bei.

Wenn Leser mir schreiben, dass sie von meinen Geschichten berührt und verändert werden, steht Gott allein dafür alle Ehre zu. Alle guten Dinge kommen von ihm und er kann alles benutzen, um seine Ziele mit den Menschen voranzutreiben – auch erdachte Geschichten wie meine.

Am Anfang schrieb ich meine Romane also vor allem, um selbst Antworten auf meine vielen Fragen zu finden. Heute hoffe ich auf mehr; ich möchte in Ihnen, den Lesern, Hunger und Durst nach Gott erwecken. Und so hoffe ich, dass auch dieses Buch Menschen zurück zu ihrer größten Sehnsucht führt, zu der nach Gemeinschaft mit ihrem liebevollen Schöpfer, der nur darauf wartet, dass wir uns ihm zuwenden und Leben in Fülle von ihm annehmen.

Von Herzen,
Francine Rivers



DAS RÖMISCHE REICH 117 N. CHR.



Prolog

Alexander Democedes Amandinus stand an der Tür des Todes und wartete auf seine Chance, das Leben zu studieren. Er mochte die Spiele nicht und war nur widerwillig gekommen. Doch was er jetzt sah, faszinierte ihn bis ins Mark. Er starrte auf das still daliegende Mädchen und verspürte einen unerklärlichen Triumph.

Er war immer zurückgeschreckt vor der wilden Gier des Mobs. Sein Vater hatte ihm das damit erklärt, dass es manchen Menschen innere Erleichterung brachte, bei Gewaltszenen zuzuschauen, und manchmal hatte Alexander diese Erleichterung, schon fast krankhaft und pervers, tatsächlich in den Gesichtern lesen können, in Rom, in Korinth und hier in Ephesus. Vielleicht waren die Zuschauer den Göttern dankbar, dass nicht sie es waren, die da den Löwen oder einem geschulten Gladiator oder einem noch schlimmeren Todbringer gegenüberstanden. Vielleicht brauchten sie dieses geplante Abschachten, um die Sinnlosigkeit ihrer vor sich hin faulenden Welt vergessen zu können.

Alexander packte das Eisengitter fester und spähte in die Arena hinaus, wo die junge Frau in ihrem Blut lag. Merkwürdig ruhig, fast freudig war sie in die Arena geschritten. Sie hatte eine besondere Ausstrahlung, etwas Unerklärliches an sich gehabt, das ihn gefesselt hatte. Gesungen hatte sie; einen Augenblick lang hatte ihre Stimme sich wie eine Lerche in die Luft erhoben, dann hatte das Gebrüll des Mobs sie verschluckt. Sie war weiter über den Sand geschritten, auf Alexander zu, und mit jedem ihrer Schritte hatte sein Herz stärker gepocht. Schlicht hatte sie ausgesehen, aber irgendetwas war von ihr ausgegangen – eine Art Leuchten; oder hatte er sich das nur eingebildet? Dann hatte die Löwin sie gepackt, und Alexander hatte den Schmerz fast selbst gespürt.

Jetzt kämpften zwei der Tiere um ihren Körper. Alexander kniff die Augen zusammen, als die eine Löwin ihre Zähne tief in den Schenkel der jungen Frau schlug und sie wegzuschleifen begann. Die andere Löwin wollte ihr die Beute streitig machen und schon rollten sie beide fauchend und kratzend im Sand.

Ein kleines Mädchen in einer verschmutzten und zerlumpten Tunika rannte schreiend an dem vergitterten Tor vorbei, hinter dem Alexander stand. Er biss die Zähne zusammen, versuchte nicht hinzuhören. Die Mutter stellte sich vor ihr Kind. Ein Löwe mit glitzernden Juwelen am Halsband streckte sie nieder, ein zweiter sprang hinter dem Kind her. *Renn, Kleine, Renn!* Alexanders Finger schlangen sich um das Gitter. Er lehnte seine Stirn dagegen. *Langsam atmen, nicht durchdrehen.*

Er kannte sie alle, die Argumente für die Spiele: Die Menschen, die man den Löwen vorwarf, waren Verbrecher, die den Tod verdient hatten. Die, die jetzt gerade niedergemacht wurden, gehörten zu einer Religion, die Rom zerstören wollte. Nun gut. Aber vielleicht hatte eine Gesellschaft, die derart grausam selbst kleine Kinder umbrachte, nichts anderes verdient?

Die verzweifelten Schreie des Kindes jagten eiskalte Schauer durch seinen Körper. Fast war er dankbar, als das Maul der Löwin sich um die kleine Kehle schloss und sie verstummen ließ. Dann hörte er das rohe Lachen des hinter ihm stehenden Wachsoldaten: „Das füllt dem Löwen mal gerade ’nen hohlen Zahn!“

Alexanders Unterkiefer mahlte. Am liebsten hätte er die Augen geschlossen, aber er spürte, wie der Soldat ihn durch das Visier seines polierten Helms hindurch beobachtete. Er durfte sich jetzt keine Blöße geben! Wenn er ein guter Arzt werden wollte, musste er das überwinden. Wie sein Lehrer Phlegon ihm mehr als einmal gesagt hatte: „Wenn du Erfolg haben willst, darfst du nicht so zart besaitet sein. Sterben und Tod mitzuerleben ist nun einmal das Los eines Arztes.“

Phlegon hatte recht. Und Alexander wusste auch, dass er ohne diese Spiele keine Gelegenheit bekommen würde, seine Kenntnisse der menschlichen Anatomie zu vervollständigen. Die Schriften und

Zeichnungen, die es gab, hatte er alle studiert. Noch mehr lernen konnte er nur durch das Sezieren noch lebender Menschen. Phlegon wusste wohl, wie sehr Alexander diese Eingriffe zuwider waren, aber der alte Arzt war unnachgiebig gewesen und seine Logik ebenso: „Du willst ein guter Arzt werden? Dann sage mir, mein lieber Schüler, ob du dich von einem Arzt operieren lassen würdest, der keine Anatomiekennntnisse aus erster Hand hat! Alle Bilder der Welt können das Studium am lebenden Objekt nicht ersetzen. Sei dankbar, dass die Spiele dir eine Gelegenheit dazu geben!“

Dankbar. Alexander schaute zu, wie ein Opfer nach dem anderen fiel und die entsetzlichen Angst- und Schmerzenschreie von den gedämpften Fressgeräuschen der Löwen abgelöst wurden. Dankbar? Er schüttelte den Kopf. Nein, für so etwas würde er niemals dankbar sein können.

Ein neues Geräusch kam auf, unheimlicher als das Reißen und Knurren der Löwen. Es kam von den Zuschauerrängen, und Alexander erkannte es sofort: das Murmeln und Murren der Langeweile. Der dramatische Teil des Schauspiels war vorbei, an den fresenden Tieren war der Mob nicht mehr interessiert. Das Murren schwoll an, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Der Veranstalter der Spiele reagierte rasch: Die Tore zu den Löwenkäfigen öffneten sich wieder und bewaffnete Wärter kamen heraus, um die Tiere zurückzutreiben, die ihre Krallen und Zähne instinktiv tiefer in ihrer Menschenbeute vergruben.

Alexander betete zum Mars, dass die Männer schnell arbeiten würden, und zum Äskulap, dass mindestens eines der Opfer noch nicht ganz tot war, damit er das tun konnte, wozu er gekommen war.

Das schwierige Unterfangen, hungrige Raubtiere von ihrer Beute zu trennen, interessierte Alexander nicht. Seine Augen schweiften ruhelos über den Sand, suchten nach Überlebenden. Viel Hoffnung hatte er nicht.

Sein Blick fiel wieder auf die junge Sängerin. Kein Löwe war bei ihr. Merkwürdig, wo sie doch weit entfernt von den Männern lag, die die Tiere zurück in die Käfige trieben. Aber was war das? Er

reckte den Kopf und blinzelte gegen die Sonne an. Ihre Finger bewegten sich!

Er drehte sich hastig zu dem Soldaten um. „Da drüben, die in der Mitte!“

„Die haben sie doch als Erste erwischt, die ist tot.“

„Ich möchte sie mir ansehen.“

„Wie du wünschst.“ Der Wächter trat nach vorn und pfiff zweimal kurz. Alexander sah, wie der als Totenfährmann Charon verkleidete Schauspieler, der zwischen den Opfern herumtanzte, sich umdrehte und auf das Mädchen zusprang. Seine gefiederte Schnabelmaske ging nach unten, als er auf ein Lebenszeichen horchte, sein Hammer winkte theatralisch durch die Luft. Der Hammer fiel nicht.

Charon packte einen Arm der jungen Frau und schleifte sie über den Sand zur Tür des Todes. Im gleichen Augenblick sprang eine Löwin den Wärter an, der sie zurück in den Tunnel trieb. Die Menge schrie begeistert auf. Mit knapper Not gelang es dem Mann, sich das wütende Tier mit der Peitsche vom Leib zu halten und endlich von dem Kind wegzutreiben, das es gerade verspeisen wollte.

Der Wachsoldat benutzte die Ablenkung, um das Tor des Todes weit zu öffnen. „Schnell!“, zischte er, und Charon rannte mit der jungen Frau im Schlepptau herein. Der Wächter schnippte mit den Fingern, und zwei Sklaven sprangen herbei, packten sie an Armen und Beinen und trugen sie in den schwach erleuchteten Gang.

„Vorsichtig!“, rief Alexander, als sie das Mädchen auf den blutbesudelten Tisch warfen. Er schob die Sklaven ärgerlich beiseite. Wenn diese Trottel ihr jetzt nur nicht den Rest gegeben hatten!

Die Hand des Soldaten legte sich auf Alexanders Arm. „Sechs Sesterzen, bevor du sie aufschneidest“, sagte er kühl.

„Ist das nicht ein bisschen teuer?“

Der Wächter grinste. „Nicht für einen Schüler von Phlegon. Du musst eine Kiste voll Gold haben, dass du dir so einen Lehrer leisten kannst.“

„Sie wird zusehends leerer“, gab Alexander trocken zurück und öffnete den Beutel an seiner Hüfte. Er wusste nicht, wie viel Zeit

ihm noch blieb, bevor das Mädchen starb, und hatte keine Lust, jetzt um ein paar Münzen zu feilschen. Der Wachsoldat nahm sein Bestechungsgeld, von dem die Hälfte schon für Charon reserviert war, und ging.

Alexander wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Mädchen zu. Ihr Gesicht war eine rohe Masse aus zerrissenem Fleisch und Sand, die Tunika blutgetränkt. Viel Blut. Eigentlich musste sie tot sein. Er beugte sich über sie, legte sein Ohr an ihre Lippen – und spürte einen warmen Hauch. Sie lebte noch! Aber viel Zeit konnte er nicht mehr haben.

Er winkte seine eigenen Sklaven herbei und wischte sich mit einem Tuch die Hände ab. „Legt sie da drüben hin, wo es ruhiger ist. Aber *vorsichtig!*“

Die beiden Sklaven traten eifrig in Aktion. Phlegons Sklave Troas stand daneben und schaute zu. Alexander kniff die Lippen zusammen. Troas war ein fähiger Mann, aber zu kaltschnäuzig für seinen Geschmack.

„Licht bitte“, sagte Alexander und schnippte mit den Fingern. Der eine Sklave holte eine Fackel.

Alexander beugte sich wieder über die junge Frau, die jetzt auf einem Steintisch in einer Nische des Ganges lag. Der große Augenblick, für den er das schaurige Schauspiel in der Arena auf sich genommen hatte, war da: Gleich würde er die Bauchdecke öffnen, um die darunterliegenden Organe zu studieren. Er schluckte schwer und band dann die Ledertasche auf, in der seine Instrumente lagen. Er wählte ein schmales, scharfes Skalpell aus. Seine Hand schwitzte und zitterte. Jetzt brach ihm auch auf der Stirn der Schweiß aus. Er spürte Troas' kritischen Blick in seinem Rücken. Geschwindigkeit war jetzt alles. Nur noch ein paar Minuten, und das Mädchen würde tot sein – gestorben an seinen Wunden. Oder an dem, was Alexander vorhatte.

Innerlich verfluchte er das römische Gesetz, das die Sezierung bereits Gestorbener verbot und ihn zu diesem grausamen Experiment zwang. Aber wie sonst konnte er das nötige Wissen über den menschlichen Körper erhalten, wie sonst die Fähigkeiten erwerben,

die er brauchte, um Leben zu retten? Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und verwünschte seine elende Schwäche.

„Sie wird nichts spüren“, sagte Troas leise.

Alexander biss die Zähne zusammen, schnitt die Tunika des Mädchens vom Halsausschnitt bis zum Saum auf und zog sie vorsichtig auseinander. Jetzt also ... doch dann runzelte er die Stirn. Von der Brust bis zur Leiste hatte sie nur oberflächliche Wunden und langsam dunkler werdende Blutergüsse.

„Haltet die Fackel näher“, befahl er. Er musste sich die Kopfverletzungen noch einmal ansehen. Vom Haaransatz bis herunter zum Kinn verliefen mehrere tiefe Krallenfurchen. Ein zweiter Schnitt ging quer über ihren Hals, knapp an der Schlagader vorbei. Sein Blick glitt langsam tiefer. Böse Wunden am Unterarm; der Knochen war gebrochen. Doch am schlimmsten war die Wunde am Oberschenkel, in den die Löwin ihre Zähne geschlagen hatte, um ihr Opfer wegzuziehen. Alexanders Augen weiteten sich. Eigentlich hätte das Mädchen verbluten müssen, aber der Sand hatte die Wunden erstaunlich wirksam verschlossen.

Was nun? Ein rascher, geschickter Schnitt, und er könnte seine Organschau beginnen. Und hätte das Mädchen getötet. Der Schweiß lief ihm in die Augen, sein Herz hämmerte. Er sah, wie die Brust der Bewusstlosen sich hob und senkte, die Halsschlagader schwach pulsierte. Übelkeit würgte in seiner Kehle.

„Sie wird nichts spüren, Herr“, sagte Troas wieder. „Sie ist nicht bei Bewusstsein.“

„Das sehe ich!“, schnappte Alexander und warf ihm einen finsternen Blick zu. Er trat wieder näher und setzte das Messer an. Erst am Vortag hatte er an einem Gladiator gearbeitet und dabei in fünf Minuten mehr über die menschliche Anatomie gelernt als in stundenlangem Theorieunterricht. Zum Glück hatte der Sterbende seine Augen nicht mehr geöffnet; aber seine Wunden waren um einiges schlimmer gewesen als die dieses Mädchens hier.

Alexander schloss wieder die Augen und sammelte sich. Er hatte Phlegon oft bei der Arbeit zugesehen, fasziniert seine geschickten Hände beobachtet und seiner Stimme zugehört: „Man muss schnell

arbeiten. So. Sie sind schon fast tot, wenn du sie kriegst, und jeden Augenblick kann es vorbei sein. Vergeude nicht deine Zeit mit Grübeleien darüber, ob sie etwas spüren oder nicht. Nutze die paar Minuten, die die Götter dir gewähren! Sobald das Herz nicht mehr schlägt, musst du aufhören, damit dich nicht der Zorn der Götter und des römischen Gesetzes trifft.“ Der Mann, den Phlegon aufgeschnitten hatte, lebte nur noch ein paar Minuten, bevor er auf dem Tisch verblutete, aber seine Schreie hallten noch jetzt in Alexanders Ohren wider.

Er sah zu Phlegons Meisterassistenten hin. Dass Phlegon Troas zu diesem Eingriff geschickt hatte, war ein beredtes Zeugnis für die Hoffnungen, die der große Arzt in seinen jungen Studenten setzte. Troas hatte Phlegon oft assistiert und kannte sich besser in der Medizin aus als die meisten praktizierenden Ärzte. Er war ein dunkelhäutiger Ägypter mit schweren Augenlidern. Vielleicht war er in die alten Geheimnisse seines Volkes eingeweiht. Mit Troas zusammenzuarbeiten war eine Ehre. Alexander fand, dass er auf die Ehre verzichten konnte.

„Wie oft bist du schon bei so etwas dabei gewesen, Troas?“, fragte er ihn.

„Hundertmal, vielleicht auch öfter.“ Der Ägypter spitzte zynisch den Mund. „Soll ich es machen?“

„Nein.“

„Dann fang endlich an. Was du heute hier lernst, wird morgen Menschen retten.“

Das Mädchen stöhnte und bewegte sich. Troas schnippte mit den Fingern und Alexanders Diener traten herbei. „Packt sie an den Händen und Knöcheln und haltet sie fest“, befahl Troas, ohne eine Regung zu zeigen.

Sie zogen ihren gebrochenen Arm nach oben. Sie zuckte und ihre Lider flatterten auf. Alexander starrte in die braunen Augen, in denen Schmerz und Verwirrung geschrieben standen. Seine Hand verweigerte ihren Dienst. Hier lag keine halbe Leiche, hier lag ein leidender Mensch.

Troas' Stimme wurde energischer. „Mein Herr, du musst dich beileiden.“

Sie murmelte etwas Unverständliches und ihr Körper erschlaffte wieder. Das Messer fiel aus Alexanders Hand und klapperte auf den Steinboden.

Troas ging um den Tisch herum, hob es auf und hielt es ihm hin. „Sie ist wieder bewusstlos. Du kannst jetzt unbesorgt arbeiten.“

„Holt mir eine Schüssel mit Wasser.“

„Willst du sie etwa behandeln?“

Alexander sah ihn scharf an. „Was geht das dich an?“ Sein junges intelligentes Gesicht hatte plötzlich einen gebieterischen Ausdruck. Mochte Alexander Demacedes Amandinus auch nur ein Student sein und noch nicht die Fertigkeit und Erfahrung des Meisterassistenten haben – er war ein *Freier* und Troas nur ein Sklave.

Nun gut. Troas schluckte seinen Zorn und Stolz hinunter und trat zurück. „Verzeih, Herr“, sagte er ausdruckslos. „Ich wollte dich nur daran erinnern, dass sie so oder so dem Tod geweiht ist.“

„Mir scheint, die Götter haben ihr Leben verschont.“

„Ja, Herr. Für *dich*, damit du das Nötige lernen kannst, um ein Arzt zu werden.“

„Ich will nicht der sein, der ihr den Tod bringt!“

„Überleg doch: Durch den Befehl des Prokonsuls ist sie schon tot. Nicht du hast sie unter die Löwen geschickt.“

Alexander nahm sein Messer entgegen und steckte es zu den anderen Instrumenten in der Ledertasche zurück. „Welcher Gott auch immer ihr Leben verschont hat – ich werde nicht seinen Zorn auf mich ziehen, indem ich es jetzt nehme.“ Er nickte zu ihr hin. „Wie du selbst siehst, haben ihre Wunden keine wichtigen Organe verletzt.“

„Willst du lieber, dass sie langsam am Wundfieber stirbt?“

„Ich will, dass sie überhaupt nicht stirbt.“ Alexanders Gehirn arbeitete fieberhaft. Er sah sie wieder vor sich, wie sie singend und mit ausgebreiteten Armen über den Sand geschritten war, als wolle sie den Himmel umarmen. „Wir müssen sie hier rausschaffen.“

„Bist du von Sinnen?“, zischte Troas. Er drehte sich um. Hoffentlich hatte der Wächter nichts gehört.

„Hier kann ich sie nicht richtig versorgen“, murmelte Alexander.

Troas packte ihn am Arm, seine Stimme war mühsam beherrscht. „Das kannst du nicht machen!“ Er nickte vielsagend in Richtung der Soldaten. „Du kannst uns alle in Schwierigkeiten bringen, wenn du versuchst, eine verurteilte Gefangene zu retten.“

„Dann bitten wir wohl besser alle unsere Götter, dass sie uns helfen und beschützen. Und jetzt halt den Mund und bring sie hier weg, sofort! Den Wächter übernehme ich, da du ja solche Angst vor ihm hast. Ich komme nach, sobald ich kann.“

Der Ägypter starrte ihn ungläubig an.

„Los!“

Troas winkte den anderen zu und zischte Anweisungen, während Alexander seine Tasche zusammenpackte. Der Wächter beobachtete sie neugierig. Alexander wischte sich das Blut von den Händen und ging ruhig auf ihn zu.

„Du kannst sie nicht mitnehmen“, sagte der Soldat.

„Sie ist tot. Sie bringen nur noch die Leiche weg.“ Alexander lehnte sich an das Tor und blickte auf den heißen Sand hinaus. „Die sechs Sesterzen waren verschwendet, es war schon zu spät.“

Der Wächter grinste kalt. „Du wolltest sie ja unbedingt haben.“

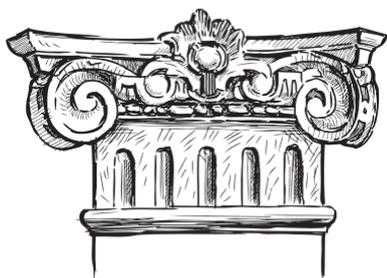
Alexander lachte kurz auf und schaute mit gut gespielter Interesse zu den beiden Gladiatoren hinüber, die gerade ihren Kampf begannen. „Wie lange wird dieser Kampf dauern?“

Der Wächter maß die Männer mit kritischem Blick. „Vielleicht eine halbe Stunde, vielleicht auch länger. Aber diesmal gibt’s keine Überlebenden.“

Alexander warf das blutverschmierte Tuch fort. „Dann hole ich mir erst einmal einen Wein.“

Als er an dem Steintisch vorbeiging, nahm er beiläufig seine Tasche auf. Er zwang sich, nicht zu schnell durch die fackelerleuchteten Gänge zu gehen. Mit jedem Schritt schlug sein Herz schneller. Endlich trat er ins Sonnenlicht und ein leichter Luftzug strich ihm über das Gesicht.

„Schnell! Schnell!“ Alexander fuhr herum. Er hatte die Worte ganz deutlich gehört, als habe jemand sie ihm direkt ins Ohr geflüstert. Aber es war niemand zu sehen.



DAS ECHO

1

Ein Jahr später

Marcus Lucianus Valerian wanderte durch das Straßenlabyrinth der Ewigen Stadt. Er suchte Frieden und fand ihn nicht. Rom deprimierte ihn nur. Er hatte den Gestank des verdreckten Tiber und das erstickende Menschengewühl beinahe vergessen gehabt. Vielleicht hatte er es auch früher einfach nie bemerkt. In den Wochen, seit er in seine Geburtsstadt zurückgekehrt war, war er stundenlang durch die Straßen gelaufen und hatte alte Freunde besucht, aber das Gelächter klang hohl und das Feiern und Trinken war anstrengend und leer gewesen.

Er brauchte eine Abwechslung. Daher hatte er sich breitschlagen lassen, zusammen mit Antigonos die Spiele zu besuchen. Sein Freund war jetzt ein mächtiger Senator, der einen festen Platz auf der Ehrentribüne hatte. Marcus versuchte, ruhig zu bleiben, als er seinen Platz einnahm. Aber das Trompetengeschmetter und die Eröffnungsparade der Gladiatoren machten ihm die Brust eng.

Seit Ephesus war er nicht mehr zu den Spielen gegangen. Ob er sie heute ertragen könnte? Es war schmerzlich deutlich, dass Antigonos jetzt noch versessener darauf war als früher; er hatte eine hohe Summe auf einen Gladiator aus Gallien gesetzt.

Mehrere Frauen setzten sich zu ihnen unter die Markise. Schöne, sinnliche Frauen. Sie waren sichtlich mindestens so sehr an Marcus interessiert wie an den Spielen. Er sah sie an. Ein kurzer Strom der Erregung durchfloss ihn, dann war das Gefühl vorbei. Wenn Hadasa Wein gewesen war, dann waren diese Weiber Pfützenwasser. Ihr flaches Geschwätz ging ihm auf die Nerven. Selbst Antigonos' anzügliche Witze, die ihm früher so gefallen hatten, störten ihn nur.

Wie hatte er diese Obszönitäten nur je lustig finden können? Oder Antigonus' Finanzsorgenlitanei bemitleidenswert?

„Erzähl noch einen“, lachte eine der Frauen.

„Du wirst rote Ohren kriegen“, warnte Antigonus. Seine Augen tanzten.

„Noch einen, noch einen!“, echoten die anderen.

Marcus nicht. Still und angewidert saß er da. *Aufgeputzt wie Pfauen und mistönend wie Krähen*, dachte er.

Eine der Frauen ließ sich neben ihm nieder, ihre Hüfte berührte seine. „Die Spiele regen mich immer so an“, schnurrte sie.

Sie begann über ihren letzten Liebhaber zu sprechen und berichtete, was sie alles mit ihm gemacht hatte. Ihre grell geschminkten Augen suchten Marcus' Gesicht nach Zustimmung ab. Er sah sie voller Abscheu an, doch sie schien es nicht zu merken und setzte ihre plumpen Annäherungsversuche fort.

Unten gingen die Spiele ihren blutigen Gang. Antigonus und die Frauen lachten, spotteten und fluchten über die Opfer in der Arena. Sie genossen das Töten. Marcus' Nerven wurden immer dünner. Er versuchte es mit Wein. Einen Becher nach dem anderen leerte er, um die Schreie da unten zu betäuben. Aber das Bild, das sich ihm eingebraunt hatte, ging nicht weg, ja wurde noch schärfer. Die andere Arena, das andere Opfer ...

Die Erregung um ihn herum stieg. Antigonus umarmte eine der Frauen, sie begannen sich ungeniert zu küssen. Ein neues Bild trat vor Marcus' inneres Auge: seine Schwester Julia. Damals, als er sie das erste Mal zu den Spielen mitgenommen und über die plötzliche Leidenschaft in ihren dunklen Augen gelacht hatte.

Er hielt es nicht mehr aus und stand auf. Grob drängte er sich durch die aufgeputzte Menge nach oben, dann rannte er die Stufen nach draußen hinunter, wie damals in Ephesus. Weg, nur weg von dem Lärm, von dem Blutgeruch. Er lehnte sich an eine Mauer und erbrach sich.

Noch Stunden nach den Spielen hallte das Geschrei des Mobs in seinem Kopf wider und quälte ihn. Aber was hatte er seit Hadassas Tod schon anderes verspürt als das? Innere Qualen und eine schwarze, furchtbare Leere.

„Willst du nichts mehr von uns wissen?“, fragte Antigonus, als er ein paar Tage später Marcus besuchte. „Gestern Abend warst du nicht auf Crassus’ Fest. Wir hatten alle mit dir gerechnet.“

„Ich hatte zu tun.“ Marcus hatte vorgehabt, für immer nach Rom zurückzukehren in der verzweifelten Hoffnung, hier Frieden zu finden. Die Hoffnung war vergeblich gewesen. Er sah Antigonus an und schüttelte den Kopf. „Ich werde nicht mehr lange in Rom sein.“

„Ich dachte, du wolltest bleiben?“

„Ich hab es mir anders überlegt.“

„Aber warum?“

„Darüber möchte ich jetzt nicht sprechen.“

Antigonus’ Augen funkelten sarkastisch. „Na, ich hoffe, du kannst wenigstens etwas von deiner kostbaren Zeit für das Fest erübrigen, das ich für *dich* geben werde. Und warum siehst du so griesgrämig aus? Bei den Göttern, Marcus, du hast dich verändert, seit du in Ephesus warst. Was haben sie mit dir gemacht?“

„Ich habe viel zu tun, Antigonus.“

„Du brauchst mal Abwechslung von deinem Trübsalblasen.“ Seine Stimme wurde jovial. Marcus spürte, dass er ihn gleich um Geld bitten würde. „Die Unterhaltung, die ich bestellt habe, wird deinen Kopf im Nu wieder frei machen.“

„Schon gut, ich komme zu deinem Fest.“ Wann ging der Kerl endlich? Warum begriffen die Leute nicht, dass Marcus in Ruhe gelassen werden wollte? „Aber für Klatsch und Tratsch habe ich heute einfach keine Zeit.“

Endlich stand Antigonus. An der Tür drehte er sich noch einmal um und sah seinen Freund verärgert an. „Ich hoffe nur, dass du morgen Abend besserer Laune bist.“

Aber Marcus war nicht besserer Laune. Mit die erste Person, die er sah, als er Antigonus’ Villa betrat, war Arria. Antigonus hatte sie mit keinem Wort erwähnt. Marcus warf ihm einen verärgerten Blick zu.

Der Senator antwortete mit einem verschmitzten Lachen. „Sie war fast zwei Jahre lang deine Geliebte, Marcus, so lange hat es keiner mehr geschafft. – Was guckst du mich so an? Du hattest mir doch gesagt, dass ihr euch freundschaftlich getrennt habt.“

Arria schien noch ganz die Alte: schön, frivol und stets auf Zerstreuung aus. Und doch war sie anders geworden: nicht mehr jugendlich-lieulich, sondern härter, abgebrühter. Ihr Lachen klang nicht mehr fröhlich, sondern schrill. Mehrere Männer umschwärmten sie. Sie witzelte mit ihnen, flüsterte anzügliche Bemerkungen nach links und rechts. Jetzt blickte sie zu Marcus hin und sah ihn fragend an. Natürlich, sie fragte sich, wann er wohl zu ihr kommen würde. Sie konnte ja nicht wissen, dass der Fisch, den sie angeln wollte, keinen Hunger mehr hatte.

Antigonus beugte sich zu ihm. „Schau, wie sie dich ansieht, Marcus. Du brauchst bloß mit dem kleinen Finger zu winken, und du hast sie wieder. Der, den sie da gerade wie einen Schoßhund tätschelt, ist ihr neuester Liebhaber, Metrodomus Crataeus Merula. Nichts im Kopf, aber ein dicker Geldbeutel. Fast so reich wie du, aber inzwischen hat unsere kleine Arria selbst ein paar Goldstücke. Ihr Buch hat ziemlich Furore gemacht.“

„Buch?“ Marcus lachte zynisch. „Ich wusste nicht mal, dass Arria ihren Namen schreiben kann, geschweige denn ganze Sätze.“

„Ich sehe, du hast es nicht gelesen, sonst würdest du nicht darüber lachen. Unsere kleine Arria hat ungeahnte Talente. Bei den Göttern, das hat Ärger gegeben in den hohen Kreisen. Ein Senator hat wegen der Enthüllungen in diesem Buch seine Frau verloren ... es heißt, dass er womöglich Selbstmord begehen muss. Diskretion ist ja noch nie Arrias Stärke gewesen, aber jetzt ist sie geradezu skandal-süchtig. Mehrere Schreiber sind Tag und Nacht damit beschäftigt, ihr kleines Werk zu kopieren. Der Preis für ein Exemplar ist unver-schämt.“

„Aber du hast ihn ohne Murren gezahlt, wie?“

„Aber sicher doch. Ich musste doch sehen, ob sie mich auch erwähnt hat. Sie hat, in Kapitel elf. Leider nur in einem Nebensatz.“ Er sah Marcus amüsiert an. „Über dich dagegen hat sie sich ausgiebig ausgelassen. Kein Wunder, dass Sarapais so verrückt auf dich war bei den Spielen kürzlich. Sie wollte wohl testen, ob es stimmt, was Arria über dich schreibt. Am besten, du kaufst dir mal ein Exemplar und liest es. Liebe alte Erinnerungen und so.“

„Arria ist schön, aber rücksichtslos. Am besten, man vergisst sie.“

„Ist das nicht ein grausames Urteil über eine einstige Geliebte?“

„Ich habe Arria nie geliebt.“ Marcus wandte seine Aufmerksamkeit den vor ihm tanzenden Mädchen zu. Die Schellen an ihren Fuß- und Handgelenken, ihre sinnlichen Bewegungen und halb durchsichtigen Schleier – es ekelte ihn an. Hoffentlich hörten sie bald auf.

Plötzlich packte Antigonus eine der Tänzerinnen, zog sie auf seinen Schoß und küsste sie heftig. Das Mädchen zappelte und wehrte sich. Antigonus lachte Marcus zu: „Komm, schnapp dir auch eine.“ Er riss dem Mädchen die Schleier herunter und drückte sie auf seine Liege.

Die Schreie des Sklavenmädchens zogen Marcus die Eingeweide zusammen. Hatte er diesen verzweifelten Blick nicht schon einmal gesehen? Richtig, in Hadassas Augen, damals, als er sich nicht mehr hatte beherrschen können. „Lass sie los, Antigonus.“

Mehrere Gäste begannen Antigonus lachend anzuspornen. Der betrunkene Senator packte die schreiende Sklavin fester.

Marcus stand heftig auf. „Lass sie los, sagte ich!“

Es wurde abrupt still. Mit offenem Mund starrten alle den zornigen jungen Valerianer an. Antigonus hob lachend den Kopf und sah zu ihm hoch. Sein Lachen erstarb. Er rollte zur Seite und ließ die Sklavin los, die hysterisch weinend davonrannte. „Entschuldige, Marcus, du hättest doch sagen können, dass du sie selbst willst.“

Marcus spürte, wie Arria ihn aus brennenden Augen ansah. „Ich wollte das Mädchen nicht“, sagte er knapp. „Und auch sonst niemanden hier.“

Flüstern und Tuscheln. Mehrere Frauen sahen grinsend zu Arria hinüber.

Antigonus' Brauen zogen sich zusammen. „Warum hast du mich dann in meinem Vergnügen gestört?“

„Du warst drauf und dran, das Mädchen zu vergewaltigen.“

Antigonus lachte trocken. „Vergewaltigen? Noch eine Minute, und es hätte ihr Spaß gemacht.“

„Das bezweifle ich.“

Antigonus' Erheiterung verflog, seine Augen blitzten. „Seit wann scherst du dich um die Gefühle von Sklavinnen? Ich könnte dir ein oder zwei Gelegenheiten nennen, wo du dich ähnlich verlustiert hast.“

„Danke, ich habe selbst ein Gedächtnis.“ Marcus trank hastig seinen Becher leer. „Und jetzt brauche ich dringend frische Luft.“

Er ging in den Garten, aber Arria folgte ihm, Merula im Schlepptau. Marcus biss die Zähne zusammen und versuchte, sie gar nicht zu beachten. Sie sprach über ihre Affäre mit ihm, als habe sie erst gestern geendet und nicht schon vor vier Jahren. Merula starrte Marcus finster an. Marcus bedauerte ihn. Das war Arrias Spezialität: ihre Liebhaber quälen.

„Hast du schon mein Buch gelesen, Marcus?“, fragte sie jetzt honigsüß.

„Nein.“

„Du würdest es bestimmt gut finden.“

Sein Blick flackerte über ihr Gesicht. „Ich mag keinen Unrat mehr.“

Ihr Gesicht verzog sich missbilligend. „Ich habe gelogen in dem Kapitel über dich. Du warst der schlechteste Liebhaber, den ich je hatte!“

Er grinste sie kalt an. „Stimmt. Ich war der Einzige, der noch sein Gehirn im Kopf hatte, als er mit dir Schluss machte.“ Er drehte sich um, blendete die obszönen Flüche aus, die sie ihm hinterherschrie, und verließ den Garten. Zurück im Saal versuchte er, sich im Gespräch mit alten Bekannten und Freunden zu zerstreuen. Aber ihr Gelächter tat ihm weh, es ging immer auf Kosten anderer Menschen. Er spürte die kleinliche Schadenfreude hinter den gekicherten Skandalen.

Schließlich zog er sich auf ein Polster zurück, trank Wein und beobachtete die Szene. Wie sie miteinander Theater spielten, das Gift unter ihren höflichen Masken hervorspuckten. Warum waren sie heute so grausam? Aber halt, es war doch immer so gewesen! Früher hatte er es mitgemacht und genossen ... Und jetzt fragte er sich, warum er hier war ... wozu er überhaupt nach Rom zurückgekehrt war.

Antigonus kam zu ihm, einen Arm lässig um die Hüften eines reich gekleideten, bleichen Mädchens gelegt. Sie hatte die Kurven der Aphrodite, und einen Augenblick lang antwortete Marcus ihren dunklen, sinnlichen Augen. Seit einer halben Ewigkeit war er keiner Frau mehr nahe gewesen.

Antigonus bemerkte seinen Blick und lächelte selbstgefällig. „Ich wusste doch, dass sie dir gefallen würde. Sie ist reif wie ein Pfirsich.“ Er löste seinen Arm von dem Mädchen und gab ihr einen kleinen Schubs. Sie sank an Marcus' Brust und sah ihn mit halb geöffnetem Mund an. „Genieße sie den ganzen Abend oder auch länger, wenn du willst. Sie heißt Didyma.“

Marcus nahm sie an den Schultern und schob sie sanft zurück, während er Antigonus trocken zulächelte. Die Frau sah ihren Herrn fragend an.

Antigonus zuckte die Schultern. „Er scheint dich nicht zu wollen, Diddy.“ Er bedeutete ihr zu gehen.

Marcus setzte seinen Becher ab: „Ich schätze die Geste, Antigonus ...“

„Aber ...?“ Antigonus schüttelte den Kopf. „Du bist mir ein Rätsel, Marcus. Keine Frauen mehr, keine Spiele ... Was ist mit dir passiert in Ephesus?“

„Nichts, was du verstehen würdest.“

„Komm, versuch es!“

Marcus lächelte sarkastisch. „Ich würde mein Privatleben niemals einem Mann der Öffentlichkeit anvertrauen.“

Antigonus' Augen zogen sich zusammen. „Wie bissig du in den letzten Tagen bist ... Habe ich dir etwas getan?“

Marcus schüttelte den Kopf. „Es geht nicht um dich, Antigonus. Es ist ... alles.“

„Was alles?“

„Das ganze verdammte Leben!“ Die Vergnügungen von früher schmeckten ihm nicht mehr. Als Hadassa starb, war auch in ihm etwas gestorben. Seine innerste Seele war wie verdreht. Aber wie sollte er das einem Mann wie Antigonus erklären, wie ihm klarmachen, dass alles sinnlos geworden war, seit eine Sklavin in der Arena in

Ephesus gestorben war? Er erhob sich, um zu gehen. „Bitte entschuldige“, sagte er tonlos. „Ich bin kein guter Gesellschafter zur Zeit.“

Im Laufe des nächsten Monats bekam er weitere Einladungen. Er schlug sie alle aus und vertiefte sich stattdessen in seine Geschäfte. Aber auch die Arbeit brachte ihm keinen Frieden. Schließlich begriff er: Er musste reinen Tisch machen – mit seiner Vergangenheit, mit Rom, mit allem.

Er verkaufte den Steinbruch und die restlichen Bauaufträge. Der satte Profit ließ ihn kalt. Er ging mit den Verwaltern der valerianischen Lagerhäuser die Bücher durch. Sextus, einem langjährigen Partner seines Vaters, der dem Haus Valerian treu gedient hatte, bot er den Posten des Chefverwalters ihres Besitzes in Rom an, inklusive eines großzügigen Anteils an den Bruttogewinnen.

Sextus war wie vom Donner gerührt. „So großzügig warst du früher nie.“ Unausgesprochener Argwohn schwang in seiner Stimme mit.

„Du kannst die Gelder verteilen, wie du willst, ohne mich zu fragen.“

„Ich meinte nicht das Geld“, sagte Sextus. „Ich spreche von der Vollmacht. Wenn ich dich recht verstehe, übergibst du mir die Zügel deiner Geschäfte in Rom.“

„Richtig.“

„Hast du vergessen, dass ich einmal ein Sklave deines Vaters war?“

„Nein.“

Sextus sah ihn misstrauisch an. Er wusste, wie viele Sorgen Marcus seinem Vater gemacht hatte. Der Ehrgeiz des jungen Mannes war wie ein rasendes Fieber gewesen, das sein Gewissen verzehrt hatte. Was für ein Spiel spielte er jetzt? „Wolltest du nicht die Geschäfte deines Vaters ebenso kontrollieren wie deine?“

Marcus lächelte kühl. „Du sprichst sehr offen.“

„Möchtest du lieber, dass ich dir schmeichle?“

Marcus' Mund zog sich zusammen, aber er beherrschte sich. Er durfte nicht vergessen, dass dieser Mann ein treuer Freund seines Vaters gewesen war. „Ich habe mich in Ephesus mit meinem Vater versöhnt.“

Sextus schwieg ungläubig. Marcus blickte ihn fest an. „Das Blut meines Vaters fließt in meinen Adern, Sextus. Ich mache dir dieses Angebot nicht leichtfertig, ich habe auch keine Hintergedanken dabei. Ich habe es mir in den letzten Wochen reiflich überlegt. Siebzehn Jahre lang sind die Waren in diesen Lagerhäusern durch deine Hände gegangen. Du kennst die Männer, die die Schiffe ausladen und die Waren einlagern, alle mit Namen. Du weißt, welchen Händlern man trauen kann und welchen nicht. Du hast über jede Transaktion sorgfältig Rechenschaft abgelegt. Wem könnte ich mehr trauen als dir?“ Er hielt ihm die Schriftrolle entgegen.

Sextus nahm sie nicht. „Du kannst es annehmen oder nicht“, sagte Marcus, „aber du solltest wissen: Meinen sonstigen Besitz in Rom habe ich veräußert. Der einzige Grund, warum ich die Schiffe und Lagerhäuser nicht auch verkauft habe, ist, dass sie so eng mit dem Leben meines Vaters verquickt sind. Sein Schweiß und Blut, nicht meines, haben dieses Handelsimperium aufgebaut. Ich biete dir diese Stellung an, weil du fähig dazu bist, aber mehr noch, weil du der Freund meines Vaters warst. Wenn du ablehnst, verkaufe ich alles; sei dir darüber klar, Sextus.“

Sextus lachte hart. „Selbst wenn du es ernst meinst mit dem Verkaufen – ich kenne niemanden, der das Geld hätte, ein Unternehmen dieser Größe zu kaufen.“

„Das weiß ich auch.“ Marcus' Augen waren kalt. „Ich habe kein Problem damit, die Schiffe und Häuser einzeln zu verkaufen, Schiff für Schiff, Gebäude für Gebäude.“

Sextus sah, dass er es ernst meinte. Was für ein opportunistisches Denken! Und dieser Mann war der Sohn des Decimus?

„Über fünfhundert Menschen arbeiten für dich! Die meisten sind Freie. Ist dir ihr Wohlergehen und das ihrer Familien egal?“

„Du kennst sie besser als ich.“

„Wenn du jetzt verkaufst, bekommst du nur einen Bruchteil des Wertes heraus. Ich glaube nicht, dass du das tun würdest.“

„Warte nur ab.“ Marcus warf die Rolle auf den Tisch.

Sextus sah ihn einen langen Augenblick an. Die entschlossene Härte im Gesicht des jungen Mannes erschreckte ihn. „Aber warum?“

„Weil ich diesen Mühlstein um den Hals loswerden will, der mich an Rom fesselt!“

„Und dafür willst du so weit gehen? Wenn du wirklich deinen Frieden mit deinem Vater gemacht hast, wie kannst du dann zerstören, was er ein Leben lang aufgebaut hat?“

„Es geht nicht darum, was ich will, Sextus. Hör zu: Als der Tod kam, sah mein Vater, dass das alles sinnlos und leer war. Und heute gebe ich ihm recht.“ Er wies auf die Schriftrolle. „Was ist deine Antwort?“

„Ich brauche Bedenkzeit.“

„Du hast so lange Zeit, bis ich durch diese Tür gegangen bin.“

Was für eine Arroganz! Doch dann besann Sextus sich und schüttelte mit leisem Lachen den Kopf. „Du bist wirklich wie dein Vater. Selbst nachdem er mich freigegeben hatte, wusste er sich immer durchzusetzen.“

„Nicht in allem.“

Sextus spürte Marcus' inneren Schmerz. Doch, vielleicht hatte er wirklich Frieden mit seinem Vater gemacht und bereute jetzt die verlorenen Jahre der Rebellion. Er nahm die Schriftrolle und klopfte mit ihr auf seine Handfläche. Er dachte an den Vater und sah den Sohn lange an. „Gut, ich nehme an“, sagte er schließlich. „Unter einer Bedingung.“

„Heraus damit.“

„Ich werde dir genauso dienen wie deinem Vater.“ Er warf das Schriftstück in das glühende Kohlenbecken und streckte seine Hand aus. Marcus nahm sie mit einem Kloß im Hals.

Bei Sonnenaufgang am nächsten Morgen segelte Marcus nach Ephesus. Stundenlang stand er während der langen Reise am Bug des Schiffes, den salzigen Wind im Gesicht. Zum ersten Mal ließ er seinen innersten Gedanken wieder freien Lauf. Hadassa ... auf solch einem Schiff, an solch einem Bug hatte sie neben ihm gestanden. Der Wind hatte ihre Haarsträhnen um ihr Gesicht geblasen. Mit ernsten Augen hatte sie über ihren unsichtbaren Gott gesprochen. „*Gott ist die Liebe*“, hatte sie gesagt. Und später, in Ephesus: „*Gott spricht in einer leisen Stimme im Wind.*“

Genauso schien jetzt ihre Stimme zu ihm zu sprechen, ihn leise zu rufen, wie ein Windhauch. Aber wohin rufen? In die Verzweiflung? In den Tod?

Halb wollte er sie vergessen, halb fürchtete er sich genau davor. Er kam sich vor wie jemand, der eine Tür geöffnet hatte und sie nicht mehr zubekam. Ihre Stimme schien ihn überallhin zu begleiten, wie ein Echo in seiner Dunkelheit.